

Zora del Buono
Gotthard

Diogenes

Die Erstausgabe erschien 2015 im C. H. Beck Verlag, München
Copyright © Verlag C. H. Beck oHG, München 2015
Covermotiv: Design by Diogenes Verlag
Copyright © Diogenes Verlag
Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2024

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten
Copyright © 2024
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/24/36/1
ISBN 978 3 257 24746 6

*Rolf B. und
allen anderen Tunnelbauern
gewidmet*

I

Fritz Bergundthal, 06:00

Fritz Bergundthal saß auf der Toilette und dachte diese drei Zahlen: 199, 19, 8. Er dachte oft an Zahlen, nicht immer an dieselben, aber manche Ziffernreihen setzten sich in seinem Gedächtnis fest, verdichteten sich zu einem stummen inneren Singsang, der ihn beruhigte. Auch Buchstaben-Zahlen-Kombinationen mochte er, Ae 6/6 zum Beispiel, Ae 6/6 sogar ganz besonders, als kleiner Junge schon. Er bevorzugte gewisse Ziffern, ob gerade oder ungerade spielte keine Rolle, aber die eckigen waren ihm lieber als die runden, vielleicht weil es weniger von ihnen gab, nur die 1, die 4 und die 7 kamen ohne Bögen und Kurven aus, zeigten sich streng und klar. Dass Ae 6/6 aus dem Vielerlei so herausragte, lag nicht an den Ziffern, sondern daran, wofür sie standen: eine der schönsten Lokomotiven, die je gebaut worden war, sechs Antriebe, sechs Achsen.

Bergundthal war zufrieden. Bereits der dritte Tag in Folge, an dem er morgens ungestört den Waschraum benutzen konnte, keine unflätigen Geräusche aus den anderen Kabinen, keine derben Gerüche, kein Gurgeln, Schaben, Schnauben. Einfach nur Ruhe. Er hatte die Deckenbeleuchtung nicht ange dreht, als er eingetreten war, das Licht der Neonröhren war zu grell, am ersten Tag hatte ihm sein Spiegelbild einen Schrecken versetzt, tiefe Furchen um den Mund, dann diese Blässe, die Hohlwangigkeit, helle Augen hinter randloser Brille, ein Stubenhockergesicht, die schmale Variante. Er hatte darauf geachtet, dass er kurz vor Sonnenaufgang in die Sanitärräume ging, vor 05.53 also, er wusste, er wäre dann der erste, die anderen würden noch schlafen in ihren Wohnwagen, Wohnmobilen und Zelten. Bergundthal stand auf, knöpfte die helle Leinenhose zu und trat aus der Toilettenkabine. Auch an einem Ort wie diesem würde er keine bunte Freizeithose tragen, er war stets sorgsam gekleidet, im Winter trug er Schwarz und Grau, im Sommer Beige und Weiß, Herbst und Frühling gab es nicht, zumindest nicht in seinem Kleiderschrank. Alljährlich musste er zweimal entscheiden, wann er die Sachen aus dem Wandschrank im Gästezimmer mit jenen im Schlafzimmer tauschen sollte, er achtete dabei weder auf das Datum, noch

verfolgte er den Wetterbericht, es waren Kleinigkeiten, durch die er sich zum Saisonwechsel entschloss, Tau auf dem Gras, ein Jugendlicher mit verspiegelter Sonnenbrille, an einen U-Bahn-Eingang gelehnt, Graugänse, die in Formationen über die Stadt zogen.

199, 19, 8. So viele Tote, dachte Bergundthal, während er sich im Dämmer rasierte, das Morgenlicht schimmerte durch trübe Dachkuppeln, in der Ferne hörte er das Rauschen des Flusses, der Brenno führte Hochwasser zu dieser Jahreszeit, eisiges Schmelzwasser tanzte um Geröllbrocken herum, herrliche Klarheit, von Weiden gesäumt. 199 umgekommene Arbeiter waren es beim Eisenbahntunnel gewesen, 19 beim Autotunnel, und bislang 8 auf der aktuellen Baustelle. Natürlich hatte er das alles unzählige Male durchdekliniert, Tote pro Tunnelkilometer, Tote pro Jahr, prozentualer Anteil der Italiener an den Verunfallten, sein Kopf ein einziges Zahlenreservoir. Manchmal kamen ihm auch die Lasttiere in den Sinn, all die Pferde und Maulesel, die während des Eisenbahntunnelbaus verendet waren, an Anämie und Erschöpfung, an Dynamitdampfvergiftung und Quarzstaub in der Lunge, die Kadaver blieben tagelang in dem heißen Loch liegen, ein höllischer Gestank musste tief im Berg drin geherrscht haben, damals, in den Jahren

um 1880. Bergundthal hatte ein besonderes Verhältnis zu Pferden, nicht dass er reiten würde, dafür war er zu ängstlich, die Tiere zu groß, doch er war neben einer Rennbahn aufgewachsen, der Trabrennbahn Mariendorf im Süden Berlins, früher war sie berühmt gewesen, heute nur noch vorhanden. Sein Vater und er waren oft daran vorbeigegangen, hatten die Pferde in den Koppeln beobachtet und manchmal hatte der Vater die Geschichte von den brennenden Ställen erzählt, als er selber ein Junge gewesen war, von dem schrillen Wiehern, den Flammen in der Nacht, den flackernden Schattenfiguren an den Häuserwänden, alles musste nach jenem Luftangriff der Alliierten im Frühjahr 1943 lichterloh gebrannt haben, Szenen, die dem kleinen Fritz irgendwann so vertraut waren, als ob er sie selber erlebt und nicht nur erzählt bekommen hätte. Wenn er ein Pferd auf einer Weide sah, ging er stets hin, es war ein Zwang; er strich dem Tier dann über die Nase, fühlte den Schmerz all jener Pferde, die sein Vater hatte schreien hören.

Bergundthal verließ das Waschhaus, er sah, dass in einigen Wohnwagen schon Licht brannte, bei seinem Nachbarn etwa, einem malenden Rentner, der immer von Mittwoch bis Samstag aus einem Dorf am Luganersee hier ins Tal hochkam, der Campingplatz als Lebensort, fern der Frau. Der

Mann kopierte holländische und flämische Meister, unter dem Vorzelt hatte er Bergundthal Fotos seiner Werke und ihrer Vorbilder gezeigt, die er in ein Album eingeklebt hatte, links das Original, rechts die Kopie, er interpretierte bemerkenswert frei. Zurzeit arbeitete er an einer Schwan-Serie, brütende Schwäne im Schilf, Schwäne mit drohend aufgerissenen Schnäbeln, fette Vogelsilhouetten im Abendrot; die fertigen Gemälde deponierte er auf dem Bügelbrett, bei trockenem Wetter stellte er ein paar vor dem Wohnwagen aus. Tagsüber stand er vor der Staffelei, dickbäuchig im Unterhemd, und kopierte ein Jagdstillleben von Pieter Boel, ein Haufen erlegter Tiere, der Schwan rücklings über einen Hasenleichnam drapiert, Flügel weit geöffnet, Füße zum Himmel gereckt. Bergundthal hatte den Namen des Mannes vergessen, Mauro oder Mario, vielleicht auch Marco, so gut er sich Zahlen merken konnte, so schlecht behielt er Namen.

Auf der Waschmaschine unter dem Vordach hockte ein grauer Kater und starrte ihn aus honiggelben Augen an, gedrungenen Körperbau, dichtes Haar, ein kräftiges Tier mit gelassenem Naturell. Meist strich es um den Wohnwagen seiner Besitzerin herum, einer hochaufgeschossenen Frau Anfang dreißig, die offenbar auf dem Campingplatz lebte, in dem Wäldchen am Fluss unten, der Kopist hatte

aner kennend über sie gesprochen, über Flavia, die Lastwagenfahrerin, *Flavia la camionista*. Bergundthals Italienischkenntnisse waren ordentlich, schließlich war er Lateiner, zudem belegte er seit Jahren einen Sprachkurs an der Volkshochschule am Barbarossaplatz, *Kompetenzstufe C2*. Seine Lehrerin Frau Dr. Mancini, die er mittlerweile Olivia nennen durfte, wies ihn mit nervtötender Regelmäßigkeit darauf hin, dass er die Konsonanten nicht behauchen solle, wenn er nicht wie ein Deutscher klingen wolle, was ihn stets verwirrte, er war sich eigentlich sicher, dass er ohne Hauchen auskam, doch Olivia verbiss sich geradezu in das Thema, es war ein steter Kampf. Nicht aspirieren!, schrie sie manchmal unvermittelt, und augenblicklich fiel er in sich zusammen, ein geknickter Teutone, über den ganz Italien sich lustig machen würde. Niemals allerdings hätte er ihr zu sagen gewagt, dass ihr gelegentlich in einer Art Steigerungswut hingeschleudertes *stocksteifer Deutscher* mehr wie *stoggasteifa Toitscha* klang, quasi auf *O-tesoro-mio*-Pizzabäcker-Niveau sei, denn: sie war die Lehrerin, er war der Schüler. Hier aber, in diesem Tessiner Tal, wo die Einheimischen untereinander einen Dialekt sprachen, der ihm komplett unverständlich war, fühlte er sich sicher, Olivia Mancinis Klauen entrissen, ein freier Mann in Ausdruck und Geist.

Der Kater sprang von der Maschine und rannte über die Wiese Flavia entgegen, die mit Necessaire in der Hand und Handtuch über der Schulter auf das Waschhaus zukam. Bergundthal zögerte; sollte er auf sie warten, um höflich einen guten Morgen zu wünschen, oder diskret verschwinden? Begegnungen bei den Sanitäreanlagen vermittelten ihm eine unbehagliche Intimität, er musste an nackte Körper denken, wimperntuscheverschmierte Wattebäuschchen und gelbkrümelige Ohrenstäbchen, gerötete Hautstellen und das klebrige Schmatzen von Roll-On-Deodorants. Bergundthal mied solche Orte, besuchte weder Saunen noch Schwimmbäder, benutzte kaum je öffentliche Toiletten, Pissoirs schon gar nicht, die Männerbündelei am Urinal war ihm ein Graus, selbst heterosexuelle Männer schienen ein gewisses Wohlbehagen bei dieser Ich-zeig-dir-meinen-Situation zu verspüren, und wenn er an den Moment vor über zwanzig Jahren dachte, als ihm eine Hosenverkäuferin in einem Berliner Jeansladen quer durch den Raum zugebrüllt hatte: ey, biste Linkshänger oder Rechtshänger?, stieg ihm heute noch die Schamesröte ins Gesicht. Es war – und das sagte er sich nun schon seit fünf Tagen – eigentlich ein Wunder, dass er all die zwischenmenschlichen Prüfungen, die sich in der Enge eines Campingplatzes unweigerlich einstellten, bislang so

souverän überstanden hatte, das nächtliche Schnarchen des Kopisten nicht etwa mit Widerwillen über sich ergehen ließ, sondern den Gedanken an diesen fleischigen Menschenberg, dessen Bauch sich nebenan rhythmisch auf und ab bewegte, im Gegenteil sogar beruhigend fand.

Flavia stieg die Stufen zum Waschhaus hoch, nickte ihm zu und stellte sich neben ihn, mit Abstand zwar, aber dennoch: neben ihn. Er sah, dass sie rauchte. Sie war hager, ja knochig, breithüftig und groß, größer als er. Dunkle Locken, nachlässig zusammengebunden, unaffektiert nachlässig, anders als jene Städterinnen, die ihre hochgesteckten Haare so gekonnt drapierten, als sei jede herausfallende Strähne aus reinem Zufall dahin geraten, pseudo-romantisch und pseudo-verwegen, schrecklich! Bergundthal hatte wenig Erfahrung mit Frauen für sein Alter, immerhin war er schon fünfzig. Das Erotische hatte ihn nie sonderlich interessiert, in jungen Jahren hatte er zwar an dem Rangeln und Buhlen um Mädchen teilgenommen, hatte sich ihnen genähert und getan, was zu tun war, sogar eine gewisse, wenn auch mechanische Routiniertheit in geschlechtlichen Dingen entwickelt, doch ernsthaft aus dem Gleichgewicht geworfen hatte ihn keine Frau, deswegen dachte er in seinen Dreißigern auch, er könne ganz auf

das verzichten, was er *diesen absurden Libidozirkus* nannte. Er war von seinem Entschluss nie wieder abgerückt und bereute es nicht. Sein Beruf als Steuerfachmann erlaubte ihm tiefe Einblicke in unzählige Ehen, scheußliche Einblicke mitunter, er hatte schon schluchzende Frauen vor sich sitzen gehabt, wutentbrannte oder gedemütigte Männer, denen die Finanzen aus den Fugen geraten waren, er hatte wechselseitige Schuldzuweisungen wegen überhöhter Ausgaben gehört, dein Auto!, deine Reitstunden!, deine kleine Sekretärin!, Drohungen und Sticheleien jeglicher Couleur. Bergundthal kannte die Gewohnheiten seiner Klienten mehr, als ihnen lieb sein konnte, manchmal wusste er schon vor dem Ehepartner, dass der andere fremdging. Er erkannte es an den Hotelzimmerrechnungen, den Geschenken, die von der Steuer abgezogen wurden, Geschenke, die nichts mit Hochzeits- oder Geburtstagen zu tun hatten, an fingierten Reisen, an unstimmgigen Daten. Zahlen sagten mehr als alles andere. Und er kannte sich mit Zahlen aus, also kannte er sich mit Ehen aus.

Flavia schwieg, er schwieg. Sie blickten über das Gelände, links der Fluss, rechts der Berg, düster und steil, dazwischen der Campingplatz, kaum Zelte unter den Obstbäumen, Motorräder davor, ein Wohnwagen mit holländischem Kennzeichen,

zwei mit deutschen, die wenigen Gäste schliefen noch, nur bei den Dauercampnern drüben war schon etwas Betrieb. Die Morgensonne fand tastend ihren Weg ins Tal, es würde wieder ein warmer Tag werden. Bergundthal wandte sich schließlich Flavia zu und sagte: »Fritz Bergundthal«. Sie sah ihn kurz und prüfend an und antwortete: »Flavia Polli«. Dann ließ sie die Zigarette zu Boden fallen und trat sie aus; sie trug Cowboystiefel, braun, spitz, alt. Eine Lastwagenfahrerin, dachte er, wie aufregend, er hatte noch nie eine Lastwagenfahrerin kennengelernt. Was fahren sie denn, wollte er fragen, einen Kleinlaster oder einen Tankwagen oder gar einen Sattelschlepper?; er spielte in Gedanken alle Exemplare durch, die er zu Hause hatte, Nenngröße Ho, Maßstab 1:87, den *Chevrolet-Bison*, den *Peterbilt 359 Conventional*, den *Scania* Rundmulden-Sattelzug; Lastwagen als Zubehör für Modelleisenbahner. Er war nicht besonders stolz auf seine Sammlung, Ho war eine ordinäre Größe, die gängigste überhaupt, die meisten Eisenbahner fuhren darauf. Eigentlich mochte er Nenngröße o lieber, Spurweite 32 Millimeter, zumal bei den amerikanischen Modellen, doch letzten Endes war er überhaupt kein Sammler, die Stücke hatten sich irgendwie zusammengefunden, von Verwandten und Freunden mitgebracht – der Fritz mag doch Eisen-

bahnen, schenken wir ihm eine Lok zum Geburtstag –; eine etwas gedankenlose Angewohnheit seines Umfeldes, kaum einer verstand, dass er sich für Modelleisenbahnen im Grunde nicht interessierte, dass es die echten Züge waren, die er liebte, kraftvolle Diesellokomotiven vor allem, amerikanische und schweizerische, konstruiert für die Weiten der Prärie und die Herausforderungen der Alpen. Er fragte Flavia aber nichts, stand nur stumm und ein wenig verschüchtert neben ihr, bis sie sich mit einem freundlichen *buona giornata* verabschiedete und ins Waschhaus verschwand.

Robert Filz, 06:30

»*Gopferdammi Filz, chunsch äntli!*«

Chume ja, mach doch nöd sones Gschüis, dachte Robert Filz, schob das Sexheftli beiseite und klemmte das Funkgerät an seinen Gürtel. Er setzte seinen Helm auf, ging über den Flur, klopfte an die Scheibe der Leitstelle und winkte Tonino und Oberholzer zu; Oberholzer saß auf einem Tisch und trank Kaffee aus ineinander gestapelten Plastikbechern, Tonino starrte auf die Bildschirme und rauchte. Filz öffnete die Tür und stieg die Metalltreppe zu den Gleisen hinunter, ein lauer Nordwind